



Tagungsband

22. Wildtiermanagementtagung
Von Wildschützen, schmucken Hörneren und Geweihen
11. und 12. Oktober 2018

www.hohetauern.at

Inhaltsverzeichnis

Geheiligte Trophäe - verfemtes Wild Dr. Michael STERNATH	Seite	1
Trophäen und ihre Bedeutung Ofö. Ing. Helmut FLADENHOFER	Seite	4
Trophäe und Aberglaube Bernd E. ERGERT	Seite	8
Von blanken Hörnern Der schmucke Hirsch der Hiesigen bereichert Blick und Sprache, die Jagarei Dipl.-Ing. Norbert KERSCHBAUMER	Seite	10
"Wildschützen in der Literatur" Legenden und Wahrheiten rund um die verbotene Jagd Peter GRUBER	Seite	12
Bemerkungen zu einer für manche unmöglichen Jagdethik Uni.-Prof. Dr. Leopold NEUHOLD	Seite	14



Geheiligte Trophäe - verfemtes Wild

Die Wurzeln des Ausdrucks „Trophäe“ liegen im alten Griechenland. Dort bedeutete das Wort „tropaion“ so viel wie „Siegeszeichen“. Es bezeichnete ein meist hölzernes Gerüst, das an jener Stelle errichtet wurde, an der sich der Feind auf dem Schlachtfeld abgewendet und die Flucht ergriffen hatte. Auf diesem Gerüst wurden Waffen und Rüstung der Unterlegenen. In den deutschen Sprachraum hielt das Wort „Trophäe“ erst sehr viel später Einzug, nämlich im 16. Jahrhundert, und zwar kam es als Lehnwort aus dem lateinischen „tropaeum“. Mit der Jagd hatte es vorderhand nichts zu tun. Im süddeutschen Raum etwa tauchte die „Trophäe“ als jagdlicher Ausdruck viel später auf, als man gemeinhin annimmt, nämlich erst im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert.

Auch wenn es den Ausdruck „Trophäe“ nicht gegeben hat, so hat es aber mit Sicherheit auch in unseren Breiten die Gepflogenheit gegeben, Teile von erbeuteten Wildtieren als Siegeszeichen aufzubewahren. So berichtet etwa Caesar im „Gallischen Krieg“ kurz vor Beginn unserer Zeitrechnung, dass jene Germanen großen Ruhm ernteten, die die meisten Auerochsen erlegt hatten und als Beweis deren Hörner öffentlich vorzeigten. Zähne, Hörner und Klauen wehrhaften Wildes – sie werden wohl in frühen Tagen als Symbole der Lebenskraft wilder Tiere gehandelt worden sein, die auch auf den Mut und die Manneskraft des Erlegers zurückspiegelte. Auch weiß man darüber hinaus um die magische und kultische Bedeutung von Keilerzähnen, Bärenkrallen und Adlerfängen. In diesen frühen Tagen werden solche „Trophäen“ – auch wenn es den Ausdruck noch nicht gab – durchaus ein Siegeszeichen gewesen sein, ein Hinweis auf die Überwindung eines starken Gegners.

Der Brauch, Hörner oder ein Geweih aufzuhängen, reicht also weit zurück. Wie stark ein Geweih aber war, wie viele Enden es hatte oder wie es sonst aussah und wer den Hirsch erlegt hatte, hatte im deutschen Kulturraum zunächst nur wenig Bedeutung. Das Geweih spielte somit in *jagdlicher* Hinsicht kaum eine Rolle. Aus der Zeit des „grossmächtigen Waidmanns“ Kaiser Maximilian I. (1459 bis 1519), einer Zeit, in der die Jagd einen außerordentlich hohen Stellenwert hatte, ist kein einziges Geweih erhalten geblieben!

Das Christentum versuchte zwar, kultischen Glauben und heidnische Bräuche zu verdrängen oder unterdrücken, so ganz war man aber nicht davor gefeit, in diesem Bemühen auszurutschen. So zierten beispielsweise seit dem Jahr 1551 acht Hirschgeweihe den Wiener Stephansdom, als Schutz vor Blitzschlag. Sie hingen dort bis zu den Reparaturarbeiten am Dom in den Jahren 1839/40.

Unabhängig von solch kultischen Bräuchen wurden etwa ab dem 18. Jahrhundert im deutschen Kulturraum auffällige Hirschgeweihe gesammelt und aufgehängt. Das Augenmerk lag dabei auf starken, auf endenreichen und auf abnormen Geweihen. – Bekannt für ihre Sammlungen von Hirschgeweihen waren vor allem das Schloss Moritzburg bei Dresden und das Schloss Erbach im Odenwald. Erwähnenswert in unserem Zusammenhang ist dabei, dass hier nicht der Name des Erlegers genannt wurde, sondern jener des Besitzers oder des Schlosses, in dem es ausgestellt war. Ebenfalls erwähnenswert ist, dass man hier vom „Geweih“ sprach und nicht von der „Trophäe“.

Noch bis weit in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts standen dem Erleger im süddeutschen Raum keinerlei Rechte am von ihm erlegten Wild zu, darüber verfügte allein der Jagdberechtigte. Vom Wiener Hof etwa wurde erlegtes Wild „per Stück“ an den Großhandel verkauft – und mit Geweih! Decken und Geweihe waren zu jener Zeit noch sehr begehrte Rohstoffe. Werkzeugmacher und Hersteller von Haushaltsgeräten, wie auch Schmuckerzeuger sowie Inneneinrichter von Wohnungen zählten zu den Kunden des Wildbret-Großhandels, und selbst für die Feinbäckereien benötigte man als Backhilfe das Hirschhornsalz. – Auch Rehe wurden „im Ganzen“ verkauft, also der Bock mit Geweih, ebenso Gams und Muffelwild.

Erste Bekanntschaft mit einer jagdlichen, erlegerbezogenen Verwendung von Geweihen findet man am Wiener Hof im Jahr 1857. Damals brachte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Hofjäger in Wien als Jagdgast von Kaiser Franz Joseph in arge Verlegenheit, als er den Wunsch äußerte, ihm die Geweihe der Hirsche zu überlassen, die er erlegt hatte. Zwar bereitete dieser Wunsch dem Hof ziemliche Unannehmlichkeiten, aber der Kaiser entsprach ihm letztlich.

Die Saat, aus Norddeutschland kommend, war gesät. Der nächste Beleg dafür, dass der Erleger Anspruch auf Geweih oder Gehörn eines erlegten Wildes erhob, ist von Kronprinz Rudolf erhalten, dem Thronfolger. Er hatte in den späten 1860er Jahren als Zehnjähriger einen starken Muffelwidder geschossen und wollte sich nicht von

der Schnecke trennen. Ähnlich verfuhr er in der Folge mit ein paar starken Hirschen, und schließlich mussten alle von ihm erbeuteten „Geweih und Gewaffe“ bei ihm abgeliefert werden. Unter dem ihm nachfolgenden Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este begann erstmals am Wiener Hof das systematische Sammeln allen erlegten Wildes.

Mit dem größer werdenden Interesse an Geweihen kamen auch erste einschlägige Ausstellungen auf. Um 1880 wurde in Graz eine „Geweih-Concurrenz und Abnormitäten=Ausstellung“ abgehalten. Ausstellungen wie diese ebneten dem Trophäenkult des 20. Jahrhunderts weiter den Weg, auch wenn man noch von „Jagd-Ausstellungen“ und „Geweih- und Gehörnschauen“ sprach und nicht von „Trophäenschauen“. Man verglich bei solchen Veranstaltungen die vorgelegten Geweihe, man reihte nach subjektiven Maßstäben, was schon bald nicht mehr befriedigte. Man wollte objektive Maßstäbe haben und suchte nach Formeln für eine Bewertung, welcher Hirsch, welcher Gams, welcher Rehbock stärker oder schwächer sei. Das Tor zu einem Wettbewerb war damit geöffnet, vor allem auch einem Wettbewerb zwischen den Erlegern. Und jetzt findet man auch immer öfter den Ausdruck „Trophäe“ anstatt des doch recht unschuldig gewesenen „Geweihes“.

Bei der Internationalen Jagdausstellung 1910 in Wien wurden erstmals Gamskrucken nach einer Formel bewertet. Wenig später gab es auch eine Bewertung von Hirschgeweihen, und man tüftelte weiter. Bald gab es nicht nur für Geweihe und Gehörne, sondern auch für Schädel, Zähne, Felle und Decken eigene „Vermessungsformeln“, und auch ans Federwild legte man die numerische Messlatte an. Man begründete und verbrämte die intensive Beschäftigung mit Messkriterien für „Trophäen“ unter anderem mit dem hehren Anspruch, mit den Punktzahlen objektive Kriterien zu haben, die zeigten, ob die eigene jagdliche Hege von Erfolg gekrönt sei.

Die Vermessung von Geweihen und Gehörnen war die eine Seite der Medaille. Die zweite Seite der Medaille war, dass die aus Norddeutschland in den Süden und also auch nach Österreich eingeschleppte enge Verknüpfung des Geweihes mit dem „siegreichen“ Erleger sich im gesamten deutschsprachigen Raum mehr und mehr durchsetzte, Geweihe und Gehörne also mehr und mehr zur „Trophäe“ im ursprünglichen Sinn wurden, zum „Siegeszeichen“, das dem Erleger Ruhm und Prestige zu versprechen schien. Das jagdliche „Siegeszeichen“ passte damals auch gut ins Weltbild: zunächst schon ins Weltbild des jagdbegeisterten deutschen Kaisers Wilhelm den II., der Deutschland nicht nur militärisch aufrüstete, sondern auch die Jagd preußisch-militärisch auslegte; dann, und noch mehr, in die Zeit des Dritten Reiches. Das Dritte Reich war mit Sicherheit eine Triebfeder für den Aufstieg der Trophäe zum alles beherrschenden Merkmal für den erfolgreichen Jäger und Heger. Man denke hier etwa bloß an den Reichsjägermeister Hermann Göring, dessen erklärtes Ziel es war, auf deutschem Boden Hirsche heranzuhegen, die wieder den Namen „Deutscher Edelhirsch“ verdienten – und selbstverständlich die besten von ihnen auch selbst zu erlegen.

Nach dem Anschluss Österreichs ans Dritte Reich wurde das deutsche Reichsjagdgesetz 1938 auch in Österreich in Geltung gesetzt – und mit ihm die jährlich abzuhaltenden Pflicht-Trophäenschauen, die es bis heute geschafft haben zu überleben, auch wenn sie auf „Hegeschaunen“ umetikettiert wurden; vom Geist her sind sie geblieben, was sie schon immer waren: Knochenolympiaden und Jahrmärkte der Eitelkeiten.

Das „Tausendjährige“ Reich war 1945 Geschichte. Nicht Geschichte war jedoch das Denken in Punkten und Weltrekorden, aufgestellt von Wildtieren, die freiwillig an einem solchen perversen Wettkampf nie und nimmer teilgenommen hätten, weil ihnen die Entwicklung beim Überleben nicht geholfen hätte. Im Gegenteil. – Und immer noch passte dieses Denken gut in die Zeit. Es war die Zeit des beginnenden Wirtschaftswunders, jene Zeit, in der alles machbar schien. Wenn die Natur von sich aus keine Rekorde vorgab, so musste man halt nachhelfen. Man fütterte, man züchtete, man experimentierte mit Hormonen, man versuchte alles mögliche Erlaubte und Unerlaubte. Man erfüllte – und erfüllt auch heute noch – Berghirsche mit Geweihen, die ihnen in freier Natur zum Klotz am Haupt geworden wären. Das Wohlergehen des dem Jäger anvertrauten Wildes, das Jagderlebnis, die Qualität des Jagens, all das spielt hier keine Rolle mehr. Nur die Trophäe, die Messzahl, das Geld, die Eitelkeit zählen: „Geheiligte Trophäe – verfeimtes Wild“.

Der Ausdruck „Trophäe“ – bei uns erst im 20. Jahrhundert aufgekommen – ist ein schrecklicher Begriff. Mit unseren heutigen technischen Möglichkeiten ist es meist keine große Kunst, ein Tier zu erlegen. Früher, in den alten griechischen Sagen, als man noch gegen den Kalydonischen Eber kämpfte, da brauchte es schon die Übermenschen, die Helden, um mit damaliger Bewaffnung mit dem gewaltigen Keiler fertigzuwerden. Das war brandgefährlich. Das war tatsächlich ein kriegerisches Unterfangen und Unterwerfen, und Zähne und Schwarte

waren der Siegespreis, das Siegeszeichen, die Trophäe, die auch Prestige brachte und bringen durfte. Aber heute? Das ausgestopfte Murmeltier: eine Trophäe, ein Siegeszeichen?

Der Ausdruck „Trophäe“ schlägt die falschen Saiten an. Worauf der Ausdruck aber abzielt, ist nichts Schlechtes. Er wird von vielen Jägern auch im guten Sinn verstanden. – Ich habe in den letzten Wochen ein paar Menschen – alle gute und bodenständige Jäger aus meiner Umgebung – gefragt, was sie mit „Trophäe“ verbinden. Bei so gut wie allen fiel als erstes das Wort „Erinnerung“. An einer solchen Auslegung der „Trophäe“ kann ich nichts Schlechtes erkennen. Wer sich eine Rehkronen genauer ansieht, der wird in ihr auch die einzigartige, in Horn gemeißelte Skulptur erkennen. An die Wand gehängt oder auf einem Sims stehend oder sonstwie sichtbar aufbewahrt, kann sie in höchstem Maße dekorativ sein. Sie ist kein toter Knochen für den Erleger, sie ist lebendig. Sie weckt Erinnerungen an einen Jagdtag, lässt Regen oder Sonne, lässt Orte und Menschen erscheinen, die mit dem Erlebnis verknüpft waren. Sie speichert Energie, und umso mehr Energie, je mehr Energie der Jäger beim Erlegen und Inbesitznehmen eingesetzt hat. Kronen und Krucken und Geweihe riechen, sie greifen sich unterschiedlich an, sie regen die Fantasie an. Sie lassen Hochgefühl wieder auferstehen, machen Lust auf neues Jagen. Sie lassen auch Vergleiche zu, lassen Blutlinien und Verwandtschaften erkennen und Lebensgeschichten von Wildtieren.

An der Sache selbst kann ich nichts Schlechtes sehen: sich Teile des erlegten Wildes zu nehmen und als gegenständliche Erinnerung aufzubewahren – Geweihe, Zähne, Hörner, Federn, Knochen. Erst wenn ich sie als „Siegeszeichen“ verstehe, als „Trophäe“ im wörtlichen Sinne, und zum Diener der eigenen Eitelkeit mache, dann biegt die Sache in die falsche Richtung ab. Es ist die Sprache des alten Preußen, des Dritten Reiches und des Wirtschaftswunders, die uns ein solches letzteres Verständnis angedient hat. Die Tradition bei uns war besser...

Um zum Schluss zu kommen: Die Misstöne in Sachen „Trophäe“ scheinen mir mehr in unserer Sprache begründet zu sein, weniger in der Sache. Man mag ein wenig erinnert sein an den unvergleichlichen Österreicher Ludwig Wittgenstein, wenn er in seinen *„Philosophischen Untersuchungen“* sagt: *„Ein Bild hielt uns gefangen. Und heraus konnten wir nicht, denn es lag in unserer Sprache, und sie schien es uns nur unerbittlich zu wiederholen.“*

Dr. Michael STERNATH, Österreichischer Jagd- und Fischerei-Verlag

Trophäen und ihre Bedeutung



Oft habe ich den Eindruck, dass sich manche Jäger davor schämen, ihre erbeuteten Trophäen zur Schau zu stellen. Man erlebt in der heutigen Zeit in vielen Bereichen des täglichen Lebens leider Auswüchse in das Extreme. So auch in der Jagd, die einen sprechen nur von ihren erbeuteten Kapitaltrophäen, von Punkten und Gewichten, die anderen sprechen nur mehr vom Wildbret und Brauchtum und vernachlässigen die Bedeutung der Trophäe total. Die goldene Mitte wäre wie so oft im Leben der richtige Weg. Es steckt doch viel mehr als ein toter Knochen hinter diesen Geweihen und Präparaten, welche wir uns an die Wand hängen. Sie achtlos zu entsorgen, also wegzwerfen, ist nicht in Ordnung. Ich denke nur an die vielen Möglichkeiten Felle, Geweihe, Zähne usw. zu Schmuck- und Gebrauchsgegenständen weiter zu verarbeiten.

Was heißt eigentlich – das Wild in Besitz nehmen? Es ist nicht allzu schwierig mit der heutigen Waffentechnik ein Stück zu erlegen. Aber es gehört mehr dazu: Beobachten, ansprechen, einen weidgerechten Schuss anbringen, das Stück aufbrechen und versorgen. Schon das Aufbrechen stellt für so manchen Jäger eine Hürde dar. Ausreden wie: „Brich` lieber du auf, du kannst das besser“ oder „Mein Knicker hat keine Schneid` mach das bitte du“ sind keine Seltenheit. Einmal richtig gelernt und mehrmals praktiziert wird es jedoch bald zur Gewohnheit. Für jeden Jäger sollte es eine Selbstverständlichkeit und ein Pflicht sein das Wild weidgerecht aufzubereiten und zu versorgen. Grundvoraussetzung ist ein Knicker, der vom Jäger dementsprechend geschärft und gepflegt werden muss, um das Wild fachgerecht zu bearbeiten. Aus der Decke schlagen, Zerwirken, das Haupt auskochen und bleichen oder einen Fuchs abbalgen, all das gehört zum jagdlichen Handwerk.

Hier nur einige Beispiel, wie man zu einer ansehnlichen Trophäe kommt.

Abbalgen von Fuchs und Co

Einen Fuchs in einer klaren Winternacht zu erlegen, ist wohl ein Traum für jeden passionierten Jäger. Werden mehrere Füchse und Marder erlegt, kann jedoch das fachgerechte Versorgen und Streifen der Bälge zu einem zeitaufwendigen Unternehmen werden. Abgesehen davon, sind die Preise für einen gegerbten Fuchs- oder Marderbalg in den Keller gesunken. Mein Vater erzählte mir, er konnte sein Adjunkten- bzw. Förstergehalt in den 1960 – 70er Jahren mit einigen gegerbten Marder- und Fuchsbälgen, erheblich aufbessern, heutzutage muss man froh sein, dass nicht Mehrkosten durch das Gerben entstehen. Ich betrachte jedoch den erbeuteten

Fuchs als einmalige Trophäe und verwerte den selbst gestreiften Balg für meinen Eigengebrauch. Eine fesche Fuchshaube, einen Muff oder eine Fuchsjacke lässt auch das Herz so mancher Jägersfrau höher schlagen.

Vor dem Abbalgen muss das notwendige Werkzeug bereitgestellt werden. Ein scharfer Knicker, ein Seitenschneider oder eine Gartenschere, Spannbretter, Papierstreifen und einige Nägel sollten vor Beginn der Arbeit griffbereit sein. Auf die vorbeugende Tollwutimpfung, die Verwendung von Einweghandschuhen und den eventuellen Gebrauch eines Mundschutzes als Prophylaxe gegen den Fuchsbandwurm, sei an dieser Stelle verwiesen.

Nun steht dem Streifen nichts mehr im Wege. Günstig ist es den Fuchs in einem temperierten Raum aufzubewahren, damit der Balg trocken, aufgetaut und gesäubert leichter bearbeitet werden kann. Beim ersten Arbeitsgang wird das Wild mit der Bauschseite nach oben auf einen Tisch gelegt und dann werden mit einem scharfen Knicker die ersten Schnitte getätigt. Man beginnt an den Hinterläufen, möglichst knapp an den Ballen und führt den Schnitt bis zum Weidloch. Der Balg wird rund um die Läufe bis zu den Zehenknochen freigelegt, um dann die Zehenknochen mit dem Seitenschneider oder der Gartenschere beim letzten Glied abzutrennen, sodass die Klauen am Balg verbleiben. Der gleiche Arbeitsvorgang wird bei den Vorderläufen getätigt.

Beim nächsten Schritt wird die Lunte freigelegt. Vom Weidloch beginnend wird der Schnitt bis zum vorletzten Satzknorpel geführt und die Lunte wird vorsichtig von der Rübe gelöst. Nun kommt der schwierigste Arbeitsschritt: das Abstreifen der Luntenspitze. Mit viel Gefühl und etwas Übung ist das jedoch tadellos zu meistern. Mit der rechten Hand hält man die freigelegte Rübe und mit Zeigefinger und Mittelfinger der linken Hand zieht man die Lunte von der Rübenspitze. Der zweite Arbeitsgang ist das eigentliche Streifen des Fuchses. Der Wildkörper wird an den Hinterläufen an einem Hacken aufgehängt, am besten in einem Türstock, damit man ihn ungehindert von allen Seiten bearbeiten kann. Durch kräftiges Ziehen und mit unterstützenden, vorsichtigen Schnitten, wird der Balg bis zu den Gehörgängen abgestreift. Die Gehörmuscheln werden dicht am Knochenansatz abgeschärft. Mit viel Gefühl wird der Schädelknochen rund um die Seher freigelegt und mit vorsichtiger Schnittführung werden die Knorpel rund um die Nase durchschärft. Es ist darauf zu achten, dass Gewebeteile und eventuelle Verschmutzungen durch Schweiß während des Streifens entfernt werden. Einschusslöcher werden am besten mit Zeitungspapier oder Küchenrolle abgedeckt. Nun hält man den gestreiften Balg in Händen und kann zu den abschließenden Arbeitsgängen übergehen.

Der Balg wird mit der Haarseite über das Spannbrett gezogen und nach gefühlvollem Spannen mit Stahlnägeln fixiert. Ein Überspannen sollte vermieden werden, da beim Trocknungsprozess Risse entstehen würden. Die Lunte, Vorder- und Hinterläufe werden mit Zeitungstreifen ausgekleidet, um das Einrollen des Balges zu verhindern.

Nun stellt man den Balg in einen temperierten Raum, damit er langsam trocknen kann. Nach 1 bis 2 Tagen, wenn die Fleischseite gut getrocknet ist, wird der Balg vom Spannbrett genommen und gewendet, um nun mit der Fleischseite wieder auf das Brett gespannt zu werden. Nach einer weiteren Trocknungszeit von 3 – 4 Tagen wird der Balg ganz vom Spannbrett genommen und eventuelle Verunreinigungen durch Schweiß werden mit einem feuchten Tuch entfernt und mit dem Fön getrocknet.

So schnell wie möglich wird der saubere, getrocknete Balg zur nächsten Gerberei gebracht.

Erhält man nach einiger Zeit den fertig gegerbten Balg, hat sich die Mühe gelohnt. Die Trophäe in den Händen, lässt man das Jagderlebnis Revue passieren und freut sich auf die nächsten Mondnächte, um auf Fuchs und Marder zu jagen.

Präparieren von Sauwaffen

Ist das Stück Schwarzwild erlegt, muss man bereits bei der Bringung darauf achten, dass Wildbret und Trophäe auf schonende Art und Weise in die Wildbretkammer transportiert werden. Besonders sollte man dabei auf die herausragenden Keilerwaffen achten, damit sie nicht durch einen starken Aufprall abbrechen oder splintern. In der Wildkammer angekommen wird erst das wertvolle Wildbret fachgerecht versorgt, um diese Delikatesse auch hygienisch einwandfrei an die Frau oder den Mann zu bringen.

Beim Herausnehmen der Waffen muss vor allem daran gedacht werden, dass die Gewehre bis zu zwei Drittel im Unterkiefer stecken. Zuerst wird die Schwarte, von der Scheibe beginnend bis unter die Lichter, vom Schädelknochen abgeschärft. Um die Hauer nicht zu beschädigen, muss man den Unterkiefer nach dem vierten Backenzahn abschlagen oder noch besser mit einer Knochensäge durchtrennen. Die Haderer reichen zwar nicht so weit in den Oberkieferknochen hinein, trotzdem wird der Schnitt durch den ganzen Schädel senkrecht durchgeführt.

Nun werden die abgesägten Kieferknochen in einen Topf mit Wasser gestellt und zwischen dreißig und sechzig Minuten gekocht. Die Waffen dürfen dabei nicht den heißen Kochtopfboden berühren, weil sie dann springen würden.

Nach dem Kochen werden die Waffen aus dem Kiefer herausgedrückt bzw. gezogen und die lösaren Fleischteile vom Wurzelschlauch und an der Oberfläche vorsichtig entfernt.

Um Trocknungsrisse zu vermeiden müssen die Hauer und Haderer an einem nicht zu warmen Ort langsam trocknen. Damit ein Aufklüften der Zahnschäfte verhindert wird, füllt man die Hohlräume der Zähne mit Wachs oder Paraffin. Dazu fixiert man die Waffen in einer mit feinem Sand gefüllten Schachtel, oder in einem Steckschwamm, um sich nicht die Finger am heißen Füllstoff zu verbrennen. Das überlaufende Material lässt man trocknen und kann es später ganz leicht entfernen.

Die gesäuberten und getrockneten Waffen werden mit einem Öl (z.B. Ballistol) eingelassen, um Trocknungsrisse zu vermeiden. Je nach Geschmack und Belieben kann man die sauber präparierten Waffen auf einem Naturholzbrett oder kunstvoll geschnitztem Trophäenschild montieren. Dazu kann man zwei Methoden anwenden: entweder arbeitet man mit einem Alleskleber und klebt die Hauer und Haderer direkt auf das Brett oder man bohrt ein kleines Loch in die Hinterseite der Waffen und fixiert diese mit einem passenden Holzdübel. Geschnittene oder silberne Eichenblätter werden zum Abdecken der Verbindungsstellen von Hauern und Haderern angebracht. Eine kostspieligere, aber sehr ansprechende Art die Waffen und Haken zu montieren, ist eine Fassung aus Altsilber.

Schwächere Haderer werden oft an Uhrketten montiert, hingegen kann man starke Waffen auch zum Halsschmuck für die Damenwelt verarbeiten lassen - dem Einfallsreichtum und dem persönlichen Geschmack sind hier keine Grenzen gesetzt.

Neben den eindrucksvollen Waffen der Keiler kann man auch die Haken einer alten Bache herrichten, am Brett montieren oder als Schmuck verwenden.

Immer wieder wird der Wunsch geäußert, das ganze Keilerhaupt präparieren zu lassen. Dabei muss nur beachtet werden, die Schwarte bis hinter die Vorderhämmer am Haupt zu belassen, um so ein Vorschlagpräparat zu erhalten. Der Präparator ersetzt die originalen Waffen mit einem Imitat und so kann man die Originale auf beschriebene Art und Weise ebenfalls montieren.

Neben den Waffen und Haken bietet das Schwarzwild noch weitere Trophäen wie z.B. den Saubart, der aus den gerupften Federn gebunden wird und dann als Hutschmuck dient oder die gegerbte Sauschwarte, welche man in der Jagdhütte aufhängt oder als Unterlage für den Jagdhund verwendet. Dazu wird das erlegte Stück abgeschwartet und die Schwarte in die Gerberei gebracht.

Abgesehen vom schmackhaften Wildbret, kann man mit etwas Zeitaufwand und Geschick, Waffen, Haken, Federn und Schwarte vom Schwarzwild verarbeiten und so erinnern uns die sauber präparierten und gepflegten Trophäen noch lange an die einmaligen Jagderlebnisse.

Was geschieht mit dem Fallwild

Wenn nach einer intensiven, anstrengenden Jagd, wo der Jäger sowohl geistig wie auch körperlich gefordert wurde, schlussendlich die Trophäe des erlegten Stückes in den Händen gehalten werden kann, so stellt diese nicht nur eine Siegestrophäe dar, sondern wird noch lange nach dem Erlegen betrachtet und als Erinnerung in der Jagdstube an die Wand gehängt. Das Auskochen, Bleichen und Montieren der Trophäen des erlegten Stückes sind für den passionierten Jäger ein Teil des jagdlichen Handwerks.

Wie geht der Jäger allerdings mit den Trophäen von verendeten Stücken – dem Fallwild - um?

Die ursprüngliche Bedeutung der Trophäe als Siegeszeichen fällt hier wohl weg. Die gefundenen Stücke sind trotzdem von Bedeutung und haben nicht nur einen statistischen Wert für den Jagdausübenden. Wie im Rahmen unseres Rehprojektes am Rosenkogel immer wieder berichtet, wird die Häufigkeit von Fallwild unterschätzt. Aufgrund der Sender konnten wir sämtliche verendete Stücke wieder finden und die Quote lag bei 45 %!!!

Der Zustand der Überreste erweckt bei so manchem ungute Gefühle in der Magengrube. Doch auch das gehört zum Alltag in einem Jägerleben. In einem mitgeführten Plastiksack (welcher sich immer im Rucksack befinden sollte) werden die Überreste so geruchsdicht wie möglich verstaut. Um der Geruchsentwicklung in der Wildbretkammer oder Werkstätte beim Auskochen der Trophäe zu entgehen, können Ameisen als wertvolle Gehilfen dienen. Aus Erzählungen meines Vaters habe ich in Erinnerung, dass er die Häupter von halbverwesten Fallwildern immer wieder in Ameisenhäufen verstaut, damit die fleißigen Gesellen diese eher unappetitliche Arbeit erledigen. Er warnte allerdings davor, Gamskruken den Ameisen zu überlassen, denn da bleibt von den Schläuchen nichts mehr übrig.

Neben diesen genannten Beispielen gibt es wohl noch viele Möglichkeiten, erlegtes Wild zu „veredeln“ und so weiter leben zu lassen.

Die Jagd besteht nicht darin, ein Stück zu erlegen und mit weiten Schussdistanzen zu prahlen. Ein Jagderlebnis kann man erst so richtig genießen, wenn man das jagdliche Handwerk lernt und ausübt. Vom Beschicken des Luderplatzes über das Erlegen bis hin zum Abbalgen des Fuchses, das ist mehr als ein Sammeln von Trophäen und stellt ein erfülltes Jagderlebnis dar.

Ofö Ing. Helmut FLADENHOFER

Trophäe und Aberglaube

Die Jagd ist so alt wie die Menschheit selbst. Dies gilt auch für die Jagdtrophäe, die bei näherer Betrachtung weit mehr ist als repräsentativer Wandschmuck. Fast alle Teile eines erlegten Wildes waren seit Jahrtausenden geschätzt und begehrt, ob als Speise, zur Herstellung von Alltagsgegenständen und Kleidung oder als Arzneimittelschatz und Zaubermittel.

Mit den letzten beiden Kategorien, der Bedeutung des heimischen Wildes im (Volks)-Glauben und in der (Volks)-Medizin beschäftigt sich dieser Vortrag.

Der seinen Schwierigkeiten und Ängsten ausgelieferte Mensch versuchte durch die Beschaffung von Federn, Krallen, Zähnen und Knochen bestimmter Tiere Anteil an deren Eigenschaften zu erlangen. Diese Denkweise scheint auf den ersten Blick abwegig. Versetzt man sich jedoch in die Vorstellungswelt früherer Zeit, deren elementare Grundlage Animismus und Sympathieglaube darstellte, werden uns einige der Anschauungen und Praktiken etwas verständlicher.

Bereits in der Antike kannte man die philosophische Lehre von der „Sympathie des Alls“ – alles in der Natur sei mit allem verwandt. Mensch, Natur und Sternenhimmel seien im Grunde des Wesens identisch. Dieses Konzept sieht einen allgemeinen Zusammenhang und eine gegenseitige Beeinflussung des gesamten Kosmos. Aufgrund von äußeren Faktoren (Farbe, Gestalt, Geruch, Funktion) wird auf eine innere Verwandtschaft geschlossen (Analogievorstellung). Typische Beispiele sind die Beziehung der Farbe Rot zu Blut und in weiterer Folge dem Leben an sich sowie der Zusammenhang von Objekten in phallischer Form mit männlicher Potenz bzw. Fruchtbarkeit.

Die Thesen von der Sympathie des Alls und die Signaturenlehre (entwickelt vom Arzt Paracelsus, 1493-1541) stellten in früheren Jahrhunderten also keinesfalls absurde Denkweisen dar, sondern bewegten sich auf dem neuesten Stand der damaligen Wissenschaft und fanden auch Eingang in religiöse Handlungen und Bräuche sowie medizinische Lehrbücher und volksmedizinische Ratgeberliteratur.

Der gesamte Lebensalltag war von diesen Prinzipien bestimmt, insbesondere in der Erklärung und im Umgang mit Naturerscheinungen sowie im Krankheitsfall bzw. medizinisch-therapeutischen Verfahren. Die Volksmedizin verband diese Lehren mit religiösen Weltanschauungen, was sich häufig in zum Teil abstrus anmutenden Rezepturen und Praktiken niederschlägt, sich jedoch aus der Sicht des damaligen Weltbildes durchaus logisch erklären lässt.

Eine gängige Praxis bei der Behandlung von unterschiedlichen Krankheiten war beispielsweise das sogenannte "Übertragen" auf Tiere. So wurde Lungenkranken eine lebende Forelle auf die Brust gebunden und dort so lange belassen, bis sie verwest war. In der Logik der damaligen Gedankenwelt nahm die lebende Forelle die Krankheit auf und brachte sie durch ihren Tod und ihre Verwesung zum Verschwinden.

Demselben Prinzip wie die "Übertragung" ist die Annahme verpflichtet, dass der Teil eines Menschen oder Tieres (Haare, Knochen, Exkremente, Blut) mit seiner Ganzheit gleichgesetzt wird. Diesen Grundsatz verbindet man mit dem Begriff des „pars-pro-toto“ ("alles sei in allem enthalten"), der sich in den magisch-religiösen Vorstellungen der ganzen Welt findet – sowohl der südamerikanische Schamane erkennt die Kraft des lebenden Adlers in einer einzigen Feder, als auch der katholische Gläubige das kleinste Knöchelchen eines Heiligen als Reliquie verehrt.

Gemäß des magischem Gesetzes der Übertragung bzw. des Pars pro toto wird auch jeder Teil des Jagdwildes zu einer Kraftspende für den, der damit in Berührung kommt. Das Blut als Sitz des Lebens war ein bedeutendes Heilmittel und sollte, möglichst noch warm getrunken, etwas von der Seele des Tiere, seiner Stärke und seiner symbolischen Kraft in einen Menschen übergehen lassen. So galt das Blut einer Gemse vor allem bei Schwindel als wirksam, ganz gemäß der absoluten Schwindelfreiheit der Tiere.

Sekrete oder Geschlechtsorgane besonders fortpflanzungsfreudiger oder starker Tiere standen im Ruf eines probaten Mittels zur Erhöhung von Potenz und Fruchtbarkeit.

Die Waffen des Tieres sind für den Menschen Symbole von Stärke und Macht. Ihr Besitz bedeutet, an dieser Kraft teilzuhaben. Hörner und Geweihe nehmen hier eine Sonderposition ein, vor allem die Abwurfstangen vom Hirsch, der gewissermaßen seine Waffe als Geschenk darbringt. Dem Hirsch wird daher in indianischen Märchen eine Rolle als Erlösungstier, ähnlich dem Opferlamm, zugeschrieben.

Spricht ein Jäger heute über seine Jagdtrophäen, denkt man gemeinhin an Hirschgeweihe, Rehrkickerln oder Gamskrucken, montiert auf geschnitzten Holzschildern als Schmuckelement in ländlichen Gasthäusern oder im

privaten Wohnzimmer. Die Präsentation eines Jagderfolges, verbunden mit der persönlichen Erinnerung des Jägers an die Umstände einer bestimmten Jagd sind heute wahrscheinlich die Hauptmotive für so manche "Trophäenjagd". Auch der griechische Ursprung des Wortes "tropaion" für "Siegeszeichen" mag in diesem Zusammenhang noch immer eine Rolle spielen.

Doch wollen wir nicht vergessen, dass gerade im Zusammenhang mit Wildtieren eine "Trophäe" über die Jahrtausende weit mehr bedeutete. Neben der Darstellung von Stärke und Macht bedeutete sie, direkten Anteil an der Wirkmächtigkeit der Tiere zu erhalten. Die zitierten Rezepte und ärztlichen Anweisungen stammen aus der medizinischen Literatur der Vergangenheit – von der Antike bis ins 19. Jahrhundert – und unterscheiden sich vom gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Forschungsstand. Für die Heilkundigen des 17. Jahrhunderts waren böse Mächte als Verursacher von Krankheiten ebenso faktenbasiert wie die gegenwärtige ärztliche Diagnosestellung auf Laboruntersuchungen oder Ultraschall basiert. Die ÄrztInnen handelten/handeln auf dem jeweiligen Stand der Wissenschaft, der im 17. Jahrhundert eben den Einfluss nicht fassbarer Kräfte miteinbezog.

Die Verwendung von Jagdtrophäen als Amulette, Heil- und Wundermittel zeugt nicht nur von der Vorstellungswelt früherer Zeit, sondern insbesondere von der großen Wertschätzung, die der Mensch dem Tier, der gesamten Natur entgegenbrachte.

Obwohl wir froh sind, bei Geburtsproblemen nicht mehr auf den Verzehr eines Hasenherzen in Wein oder bei Gelenkschmerzen auf die Räucherung mit Geierfedern angewiesen zu sein, könnten wir getrost etwas von der früheren Achtung und Würdigung der Natur übernehmen. Die Ausstellung "Trophäe und Aberglaube – jagdliche Heil- und Wundermittel" soll neben Information und Illustration Denkanstoß in diese Richtung sein.

Diese Position und Haltung steht auch hinter der jahrzehntelangen Sammeltätigkeit des anerkannten Jagdexperten Bernd Ergert, ehemaliger Direktor des Jagd- und Fischereimuseums und seit frühester Jugend begeisterter, verantwortungsvoller und vor allem respektvoller Jäger. Erstmals sind Teile der umfangreichen Sammlung Bernd Ergerts zu sehen, die unterschiedliche Amulette, Schädeltrophäen, Herzkreuzln, Magensteine, Gebisse/Zähne und vieles mehr umfasst. Die Exponate, größtenteils von heimischen Wildtieren stammend, führen in eine Welt kurioser und heute fremdartiger Vorstellungen und Handlungen, die unseren Vorfahren jedoch ganz selbstverständlich erschienen. Vor allem möchte Bernd Ergert jedoch darauf hinweisen, dass Wertschätzung und Dankbarkeit gegenüber den Wildtieren hinter dieser Weltanschauung steht, die keinesfalls der Vergangenheit angehören sollte.

Dieser Vortrag, das Buch und die Ausstellung "Trophäe und Aberglaube" sehen sich diesem Aspekt verpflichtet. Dem kleinsten Knöchelchen und der kleinsten Feder eines Tieres wird als "Trophäe" im Sinne vergangener Jahrhunderte größte Anerkennung entgegengebracht. Die "jagdlichen Heil- und Wundermittel" symbolisieren diese starke Verbindung zur Natur, ihre respektvolle Aneignung und Würdigung.

Bernd E. ERGERT, Dir. Deutsches Jagd- und Fischereimuseum München i. R.

Von blanken Hörnern Der schmucke Hirsch der Hiesigen bereichert Blick und Sprache, die Jagerei

Herbst im Gegendtal. Noch kann ich's nicht erkennen. Zu wenig Licht fällt durch die ausladenden Äste der Fichte am Rand des kleinen Schlages, als dass ich den darunter stehenden Hirsch genauer ansprechen könnte. Einen Schritt nur aus dem Schirm des Baumes in die Morgendämmerung und die Ungewissheit hätte ein Ende, der auf den Schenkeln liegende Stutzen wäre zur Wange gezogen oder ins Eck des Sitzes gestellt. So aber weiß ich nur: Die Sechserstangen des Hirsches sind kaum länger als das Haupt, die Mittelsprossen sind kürzer als die Augsprossen, der Hirsch dem Wildbret nach nicht älter als zwei Jahre.

Warum noch weiter ansprechen, wonach noch schauen? Nach den Abschussrichtlinien der Kärntner Jägerschaft ein lupenreiner III-er Hirsch, kein Zweifel. Vom Alter her jedenfalls ein Junghirsch und Stangenlänge, Auslage sowie Endenzahl sind für die Gegend unterdurchschnittlich.

Es sind aber keine „papierenen“, keine niedergeschriebenen Reglementierungen, die mich noch zögern lassen zu schießen. Schon als Bub hab ich gehört davon, beim Zusammenstehen am erlegten Hirsch, bei den Kommentaren vor den Trophäentafeln der Hegeschau und bei den zahlreichen Predigten meiner jagdlichen Erzieher: „Ausg'spitzt“ muss er sein, der Hirsch, aber „brantig“ darf er keinesfalls sein. Und diesen nur mündlich weiter gegebenen Regeln unserer hiesigen Jäger fühle ich mich verpflichtet, als Jungjäger in der Morgendämmerung, den III-er Hirsch erst wenige Tage frei.

Bei „brantigen“ Hirschen sind die oberhalb des Mittelspross liegenden Enden stumpf und dunkel-porös, an abgebrochene und angekohlte Röhrenknochen erinnernd. Ganz anders beim „ausg'spitzten“ Hirsch, dessen obere Enden allmählich dünner werden und am Ende spitz und weiß sind.

Eine Ursache fürs Brantige ist, wie Hubert Zeiler weiß, wenn gegen Ende des Geweihwachstums nicht ausreichend Aufbaustoffe bereitgestellt werden können und die Stangen nicht mehr voll bis zum Ende durchwachsen. Vor allem bei jungen, gut veranlagten Hirschen übersteigt das Geweihpotential die aktuellen Möglichkeiten der Geweihbildung, sie wird gleichsam mitten im Schieben unterbrochen.

Eine weitere Ursache fürs Brantige ist der Mangel des Hormons, das den Befehl für das Ende des Wachstums gibt. So bleibt die Einlagerung von Mineralstoffen mangelhaft und das Geweih härtet nicht richtig aus, bleibt stumpf.

Merkwürdig, da gibt es zwei Regelwerke, die der Jungjäger (und nicht nur er) befolgen soll und die sich in einem Punkt so gar nicht gleichen wollen: In den strengen örtlichen Vorgaben, die die jagdlichen (Zieh-)Väter weiter geben, ist die Ausformung der Enden – brantig oder spitz - beim Abschuss der Junghirsche von zentraler Bedeutung. Vorgaben, die jeden hiesigen Jäger mit ins Revier begleiten, dort so manchen Schuss verhindern und verantwortlich sind für lange Gesichter am erlegten Brantigen. In den offiziellen Abschussrichtlinien der Kärntner Jägerschaft bleiben die Formen der Enden unerwähnt und gewähren so den Jägern freiere Büchse.

Das ist auch gut so. Je lockerer die Vorgaben bezüglich Geweihausbildung sind, desto rascher kann der Abschuss erfüllt werden. So ist der Jagddruck geringer und entlastet Wild und Lebensraum. Kein Abschussplan wäre zu erfüllen, wenn eine bestimmte Form der Enden vorgeschrieben wäre (und die Gefriertruhe bliebe länger leer). Das ist die Logik der Abschussrichtlinien.

Und die der örtlichen Gepflogenheiten? Sie sind wohl weniger durchdacht, haben aber trotzdem eine hegerische Wirkung, werden mit den brantigen Hirschen doch Stücke mit Veranlagung zum guten Geweih geschont.

Aber rein rational lassen sich die Gepflogenheiten nicht ausreichend erklären. Da ist noch etwas, das schwerer wiegt als das Hegerische und in den Schriften des Verbandes völlig fehlt: Die ästhetische Betrachtung des Geweihs (der jegliche Quantifizierung fremd ist). Die weißen, glatt polierten Spitzen sind nichts anderes als ein ästhetisches Merkmal (auch wenn die Waidmannsprache für die Beschreibung des Geweihs das Wort „schön“ verbietet). Sie erinnern an geschliffenes Elfenbein und machen das Geweih auch zum Schmuck, der schön ist und gefällt. Die dunkelbraun porösen Stangenenden des brantigen Hirsches hingegen wirken morbide. Sie sind kaum noch Schmuck, „nur“ Trophäe, Zeichen des Erfolges und Nachweis für die Erfüllung des Abschusses.

Hier soll nicht der rigiden Einschränkung – „Kein Brantiger darf geschossen werden“ - das Wort geredet sein. Eine Einschränkung, die heute in der Gegend ohnehin nicht mehr die umfassende Gültigkeit hat, die sie noch vor einigen Jahren hatte. Schön aber, wenn der Jäger ab und zu auch Feinspitz sein kann und die Jagd neben der

Pflicht auch manchmal die Kür im Auge hat. Und die alten Gepflogenheiten geben das Rüstzeug für die Wahrnehmung, bereichern Blick und Sprache, sie bereichern die Jagarei.

Noch immer steht der Hirsch unter der Fichte. Das Tageslicht ist stärker geworden. Oberhalb der Mittelsprossen zeichnen sich spitz zulaufende Spieße ab. Der Hall des Schusses fährt durchs Tal.

Epilog: Das Geweih ist keine Trophäe

Obenstehend ist der Begriff „Trophäe“ unscharf verwendet. Genau genommen ist das Geweih des erlegten Hirsches keine Trophäe.

Wie bekannt, liegt dem Wort „Trophäe“ der altgriechische Begriff "tropaion" zugrunde, der ein antikes Siegeszeichen auf dem Schlachtfeld bezeichnet und der also eindeutig im Zusammenhang eines Kampfes steht. Jagd aber ist, wie *José Ortega y Gasset* in seinen „Meditationen über die Jagd“ ausführt, kein Kampf: *„Wir stellen fest, dass die Jagd ein Geschehen zwischen zwei Wesen ist, von denen das eine das handelnde und das andere das leidende ist, eines ist Jäger und das andere das Gejagte. Wenn das Gejagte auch und bei derselben Gelegenheit Jäger wäre, so gäbe es keine Jagd. Dann hätten wir einen Kampf. (...) Der Kampf ist ein wechselseitiger Angriff. Aber bei der Jagd handelt es sich immer darum, dass ein Tier bemüht ist zu jagen, während sich das andere bemüht, nicht gejagt zu werden.“*

Wenn die Trophäe ein Zeichen des Sieges im Kampf ist, die Jagd aber kein Kampf, dann ist das Geweih keine Trophäe. Das Geweih ist Nachweis erfolgreicher Jagd, Erinnerungstück und es ist Schmuck. Schön.

Dipl.-Ing. Norbert KERSCHBAUMER

„Wildschützen in der Literatur“ Legenden und Wahrheiten rund um die verbotene Jagd

„Der Wilderer ist ein entferntes Abbild des Steinzeitmenschen, er ist der von der Kultur berührte Steinzeitmensch, der ewige Troglodyt (Höhlenbewohner), der in unseren Dörfern wohnt. Sein häufiges Verweilen in der Gebirgseinsamkeit hat wieder ein wenig die Instinkte ausgebildet, die beim Städter nur noch in Überresten vorhanden sind. Der Wilderer riecht immer ein wenig nach Raubtier [...] Wenn der zivilisierte Jäger ihn draußen am Werk sieht, entdeckt er, dass er selbst kein Jäger ist, dass er mit all seinen Anstrengungen und all seiner Begeisterung nicht in die solide Tiefe jagdlichen Wissens und Könnens eindringen kann, die den Reichtum des Wilderers ausmachen.“

(Ortega y Gasset in „Meditationen über die Jagd“ 1943)

„Je mehr ich mich auf diese oft romantisch verklärte Figur einließ, umso mehr sah ich, dass es sich beim Wildererbild um ein kompliziertes soziales Phänomen handelt, welches nicht so ohne weiteres abzutun ist. Weder als romantisches Vergnügen, noch als kriminelle Aktivität. Und vor allem wurde mir klar, dass der Wilderer eine nicht unwichtige Funktion in der bäuerlichen Welt hatte. Es sind soziale und kulturelle Hintergründe, die das Wildern wohl seit Jahrhunderten für diejenigen rechtfertigte, die in Armut lebten und vom Grund- oder Jagdherrn abhängig waren. Daher wurde das Wildern in Liedern besungen, und der Wilderer hatte ein bisweilen hohes soziales Ansehen. Er war sozialer Rebell und Symbolfigur gegenüber den Herrschaften.“

(Roland Girtler in „Wilderer – Soziale Rebellen im Konflikt mit den Jagdherrn“ 1988)

„Noch schweigt der Tag in Samt und goldnen Sternen / Da klingt es festlich in den Buchen an / Zum Preisgesang der frühen Frühlingsliebe / Stimmt seine Zunge schon der große Hahn / Ich aber schleiche raubtieraufmerksam / Wildkatzenleis durch Falllaub und Gerölle / Uralter Lust und Sehnsucht überheiß / Der Freuden reich – und doch des Todes Quelle / Denn eh die Sonne noch mein wildes Haar / Mit goldnen Bändern gnadenreich umrötet / Knie ich mit meiner Waffe Wang an Wange / Berauscht von Übermacht – und hab getötet!“

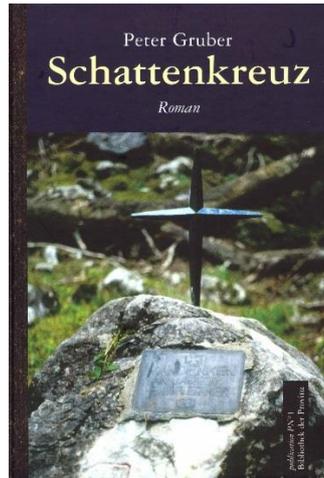
(Georg Karl Veranneman in „Deutsche Arbeit“ Juliheft 1920)

Drei Zitate aus literarischen, philosophischen und soziologischen Quellen, die stellvertretend stehen könnten, fürs Wesen der Wilderei und die **Frage: Verherrlichter Täter oder Richtungsgeber für die Jagd?** Die Motive mögen unterschiedliche sein, der rechtmäßige Status sowieso, aber im Grunde seines Wesens gleichen sich Wilderer und Jäger mehr als man auf erstem Blick meinen möchte. Das jedenfalls war mein Eindruck nach jahrelanger Recherche, ehe ich mich selber in die lange Liste der Wilderer-Literatur eingereiht habe, mit dem historischen Roman **Schattenkreuz** und dem Wildererspiel **Der Gamshuber**. Beide Werke beruhen auf tatsächlichen Begebenheiten im steirischen Teil des Dachsteingebirges, wo in den 1920er- und 1930er-Jahren das Wesen der „Verbotenen Jagd“ einen Höhepunkt erfuhr, wie nie davor und nicht danach. **Beide Werke aus meiner Feder sind gewissermaßen stellvertretend für diese „Hoch-Zeit“ der Wildschützen zu sehen.**

Literatur & Recherchequellen: Ortega y Gasset (Meditationen über die Jagd), Roland Girtler (Wilderer), Ludwig Ganghofer (Der Jäger von Fall), Manfred Böckl (Jennerwein), Franz Belani (Entgleist), Peter Janisch (Gehst mir aufs Leben, Schütz?), Christian Pramesberger (Stürzende Felsen) zählten für mich zu den wesentlichsten **Literatur**-Quellen, die ich nutzte. Aber auch noch andere mehr. **Ausstellungen** zum Thema Wildererei & Jagd, kunsthistorische & volkskundliche **Sammlungen in Museen**, Dokumentarfilme **Kino & TV** nahm ich ebenso ins ‚Visier‘ meiner Nachforschungen wie **Mediatheken** von Zeitungen und Zeitschriften (die Zwischenkriegszeit betreffend), auch **Gerichtsarchive**. Vor allem aber nützten mir Gespräche mit **Zeitzeugen**, möglichst glaubwürdige **Überlieferer**, und nicht zuletzt auskunftswillige **ältere Jäger**, die gute Beobachter sind, und vor allem auch fachkundig mit Wäldern, Gebirge, Wild und dem **Wesen der Jagd** vertraut sind.

SCHATTENKREUZ (Roman)

Äußerst sorgfältig recherchiert und ohne Schwarz-Weiß-Malerei breitet Gruber neben allen zeithistorischen Gegebenheiten die Seelenlandschaft der Hauptgestalt aus. Für mich erscheint wesentlich, dass er den im Roman Dorwald genannten Wildschützen weder als Helden noch als verabscheuungswürdigen Verbrecher darstellt. Die facettenreiche Zeichnung mit Querverbindungen zum politischen, wirtschaftlichen und privaten Umfeld zeichnet den Roman aus (erschienen 2001).

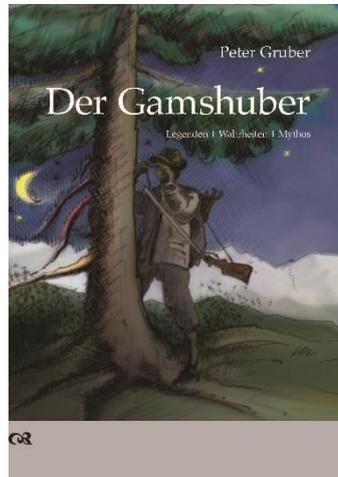


Dr. Josef Hasitschka, Historiker, Admont

Zum Inhalt: Dieser Roman führt ins Dachsteingebirge und ist dem Milieu der Wilderer gewidmet, basierend auf einer realen Begebenheit im Jahr 1931, vor dem Hintergrund der Ersten Republik. Der Wildschütze Anton Dorwald ist leidenschaftlicher als alle anderen, ein Besessener. Er strebt nach Selbstverwirklichung. Ein junger Rebell, der den Traum hegt, zum Mythos zu werden. Er wird ebenso geliebt wie gehasst. Ein Mann, der sich jenseits des Gesetzes bewegt und sein Leben der verbotenen Jagd widmet. Der Todesschuss auf einen jungen Jäger stellt Dorwald unter Mordverdacht. Der erste Schwurgerichtsprozess brachte damals keine Entscheidung. Die Wiederholung direkt am Ort des Geschehens im Hochgebirge löste ein heftiges Echo aus. Nicht nur bei den Bergbewohnern. Der Prozess wurde zur Titelgeschichte in der österreichischen Presse. Sogar die New York Times berichtete über den „König der Wilderer“. Das Geschworenen-Urteil sorgte für einen weitreichenden Justiz-Skandal.

DER GAMSHUBER (Spiel)

Schüsse im Wald, eine Almszenerie wie zur Zeit der Wilderei, eine Naturarena mitten unter Fichtenbäumen, künstliche Lichteffekte, geschwärzte Männer, Jäger in voller Adjustierung, wandernde Fackeln überm Berg und mitten in der Nacht unterm Einfall des Mondlichtes ein Riesenapplaus. Unglaublich aber wahr. Was von der Landjugend Pruggern-Michaelerberg gezeigt wurde, war eine sehr schöne, wertvolle Symbiose zwischen Heimat und Natur, einem heimischen Autor und den jungen Mädchen und Burschen.



Kleine Zeitung, Ausgabe für Steiermark

Zum Inhalt: Der Gamshuber (†1928) zählte zu jenen Wildschützen, um die sich ein Mythos gebildet hat. Es mag verwunderlich sein, dass selbst noch viele Jahrzehnte nach dem Tod des Wilderers dessen Popularität allgegenwärtig ist. Unzählige Legenden ranken sich um den Gamshuber, der im Dachsteingebirge und in den Niederen Tauern seine Spuren hinterlassen hat. Einige davon basieren auf Fakten. Das meiste aber beruht auf Überlieferungen. Der langwährenden Verehrung des Burschen tut dies kein Abbruch. Mit den Erinnerungen ans Wesen der Wildererei in den 1920er Jahren geht zumeist Klischeehaftes einher, insbesondere wenn es ums Nacherzählen geht. Auch das Spiel „Der Gamshuber“ in freier Bergnatur (uraufgeführt 1992, Wiederaufführung 2016) bedient sich der Klischees. Es bietet jedoch auch Einblicke in das wahre Milieu der „Verbotenen Jagd“.

Peter GRUBER, Schriftsteller

Bemerkungen zu einer für manche unmöglichen Jagdetik

Darf Jagd Freude machen?

Was soll das: Jagdethik? Kann es eine solche überhaupt geben? Nicht so wenige, die sich Tierethiker nennen, aber nicht nur diese, verneinen das. Und wenn es eine geben sollte: Spricht man nicht über das, was man nicht hat? Das würde für viele die heute verstärkt zu findende Rede von Jagdethik erklären. Oder sind es einfach nur Ethiker, die sich ein neues Feld suchen und auf dieser Suche auf die Jagd gestoßen sind, um wieder einmal verbieten zu können? Wo die Rede von Ethik und Moral ist, dort sind nämlich oft auch Moralisieren und Verbieten zu finden: Es müsste so sein, es sollte ganz anders sein, du müsstest das tun, das darfst du nicht tun! Und zu verbieten gibt es ja genug im Blick auf die Jagd: Töten von Tieren, gesellschaftliche Verwerfungen einer sich elitär fühlenden Jägerschaft, waidmännische Verfehlungen einer sich überlegen gebärdenden Gruppe von Jägern, Kampf gegen Jagdgegner, Landwirte, Autofahrer usw.

Angesichts solcher teilweise gesellschaftlicher Gegenströmungen zur Jagd ist es nicht leicht, dem Sinn von Ethik gerecht zu werden, nämlich den Bereich der Jagd auf das Ganze geglückten menschlichen Lebens zu beziehen und so zum Glücken sowohl des Lebens des und der Einzelnen wie auch der Gesellschaft beizutragen. In die Defensive gedrängt, bleibt es sehr oft bei der Abwehr der Argumente der Jagdgegner verschiedenster Herkunft, ein Verteidigen, das sich nicht dem Sinn des Ganzen überhaupt stellt. In dieser Bezugssetzung spielt darum die Frage „Darf Jagd einfach Freude machen?“ eine wichtige Rolle. Dieser Frage will ich mich über die kurze Betrachtung von Funktionen der Jagd und der Diskussion ihrer Berechtigung im Folgenden widmen, auch wenn ich kein Jäger bin und deswegen die für ethische Betrachtungen wichtige Betroffenheit nicht direkt gegeben ist. Das heißt nun aber nicht, dass ich nicht viel von positiver wie negativer Betroffenheit über Gespräche mit Jägern, Vertretern von Jagdgemeinschaften und –verbänden, Vertreterinnen und Vertretern von Kammern und Jagdkritikern vermittelt bekommen habe und so aus diesem indirekten Bezug vielleicht die Ausrichtung an der Gerechtigkeit, die alle Betroffene miteinzubeziehen sucht, ein wenig zur Beantwortung der gestellten Frage einbringen kann.

Von der Kritik an Auswüchsen der Jagd zur Totalkritik

Es waren vor allem Auswüchse der Jagd, die Jagdgegner zum Kampf gegen die Jagd zusammenführten oder die sie diesen Kampf in der jeweiligen Gruppe von Jagdkritikern führen ließen. Gewisse Formen der Jagd wie etwa Sauhatzen oder Fuchsjagden, die von Brutalitäten geprägt waren und sind und mit denen die Jagenden in der Steigerung dieser eine Vergrößerung des Vergnügens fanden, stehen im Fadenkreuz der Gegner – zu Recht. Einen Angriffspunkt bilden auch lange Strecken erlegten Wildes, die einfach in der Erhöhung der Zahl der erlegten Tiere die Größe des Jagderfolgs sehen. Auch das auf Sammeln von Trophäen gerichtete Abschachten von Tieren, wobei nicht das Tier zählte und zählt, sondern die „Qualität“ der Trophäe, lassen und ließen die Frage nach der moralischen Berechtigung der Jagd stellen. Dazu kommt die berechtigte Kritik – stark auch aus den eigenen Kreisen – am Unwaidgemäßen selbst. Solche Kritik führt sich dann fort im Angriff auf die Technisierung der Jagd, auf fast schon von selbst das Ziel suchende Gewehre, das Jagen aus dem Auto heraus, Skepsis gegenüber Nachtsichtgeräten, die gerade im Schaffen von Indirektheit die Tatsache, dass ein Tier getötet wird, in den Hintergrund rücken lassen und aus dem Töten einen kalten, kalkulierten technischen Prozess machen; also Kritik an einer unfairen Jagd.

Mit solchen und anderen Punkten ließ und lässt sich Verständnis für Proteste gegen die Jagd finden, auch wenn diese Proteste oft mit Methoden durchgeführt werden, die dem hohen eigenen moralischen Anspruch nicht gerecht wurden oder werden: Ungerechten und unrechten Vorgangsweisen gegenüber ist nach der Auffassung mancher „Hochmoralischer“ Widerstand, auch wenn er sich nicht an rechtliche Vorgaben hält, nicht nur erlaubt, sondern sogar geboten, so die Argumentation.

Mit diesen zum Teil berechtigten Angriffen auf Jagdexzesse und Jagdbrutalitäten geht oft auch die Kritik an einer Jägerschaft einher, die sich als eine besondere, von der übrigen Gesellschaft abgehobene Gruppe sieht und so auch agiert, elitär in Bezug auf Darstellung, abgehoben und sich besondere Privilegien nehmend. Schon die Tatsache, dass die Jägersprache von manchen als ausgrenzend betrachtet wird, nährte eine Haltung des „Die da“ der anderen in der Gegenüberstellung zum „Wir“ der Unsrigen. Dazu machten manche in der Wendung vom „Das Erreichte zählt“ zu dem „Das Erzählte reicht“, die bei Jägern, aber nicht nur bei diesen vorkommen soll, ein Abgrenzungskriterium. Jedenfalls stehen sich die Jäger und die Jagdgegner dann als sich abgrenzende Gruppen gegenüber, die jeweilige Gruppe hat gegen die andere zu sein. Und wenn ein Haushund nicht mehr zurückkommt, dann ist er von den Jägern abgeschossen worden; auf der anderen Seite haben die Jagdgegner das oder das getan, um den Jagderfolg zu verhindern und die Jäger in ein schiefes Licht zu rücken.

Aus all diesen Punkten – zum Teil aber auch unabhängig davon – bildete sich eine Totalablehnung der Jagd heraus. Jagd wird von gewissen Kreisen als in sich schlecht betrachtet, wobei die Auswüchse nur als logische Folge dieses in sich schlechten Handelns gesehen werden. Als Grund des in sich Schlechten gilt die Missachtung des Gebotes: „Du sollst nicht töten!“, wobei das unberechtigte Töten als Morden auch auf Tiere bezogen wird. Dies ist ja der Anklagepunkt vieler sich entwickelnder oder entwickelter Tierethiken – und es ist ein ernst zu nehmender Anklagepunkt. Dabei besteht die Herausforderung darin, dass manche der Tierethiker für sich beanspruchen, nur sie seien von einer auf theoretischen Grundlagen aufruhenden Moral geprägt, die, die nicht ihre unumstößliche Moral vertreten, seien schon in sich unmoralisch. Man brauche also mit diesen nicht zu reden, denn sie seien ja im Unrecht.

Angesichts einer solchen Frontstellung ist es dann oft wenig zielführend, wenn über die Abwehr der einzelnen Vorwürfe gegen die Jagd ihre Rechtfertigung versucht wird, denn den Angreifern geht es um die Infragestellung des „Dass“ der Jagd, das sie dann aber an der Verurteilung gewisser Punkte des „Wie“ festmachen. Die grundsätzliche Infragestellung wird durch die positive Gestaltung der angegriffenen Vorgangsweisen nicht letztgültig saniert. Dabei wird nun oft übersehen, dass die Abwehr gewisser Angriffe auf Auswüchse der Jagd durch bessere Gestaltung das Argument des unberechtigten Tötens zwar nicht entkräften, aber doch in ein positives Gesamtbild führen kann.

Die Begrenztheit der Legitimierbarkeit der Jagd von ihren Funktionen her

In einer Jäger- und Sammlergesellschaft diente die Jagd wesentlich dem Überleben. Man brauchte das Fleisch der Tiere, gerade auch um den Winter überdauern zu können, wenn keine oder nur wenig pflanzliche Nahrung zur Verfügung stand. Das Ermöglichen von Leben in der Bereitstellung von Lebensmitteln steht hier in einem direkten Zusammenhang mit dem Auslöschen von Leben. Und eins ist bis heute so geblieben: In der Nahrungskette fressen die „Großen“ die „Kleinen“, die komplexeren Lebensformen erhalten sich durch das Einverleiben der teilweise einfacheren. Aus diesem Kreislauf führt eine chemische Synthese von Lebensmitteln nur bedingt heraus. Es ist immer auch Leben, das für das Leben anderer verbraucht wird und dann wieder in den Kreislauf zurückgeführt wird.

Natürlich stellt sich die Frage, ob nicht der Mensch noch in einem unterentwickelten Kulturverständnis verharrt, wenn er weiterhin glaubt, Fleisch essen zu müssen, wo ihm doch in den vegetarischen und veganen Ernährungsweisen Wege zur Verfügung stehen, die auf den Genuss von Fleisch, das mit einem Vernichten uns nahestehender, weil etwa leidensfähiger und gewisser komplexer Hirnleistungen fähiger, Tiere verbunden ist. Und auch der richtige Hinweis darauf, dass vegetarische oder vegane Lebensweise mit weit weniger Natur- und Mitweltverbrauch verbunden ist als das Halten von Tieren, weist in Richtung auf Überdenken unserer Ernährungsgewohnheiten. Wenn auch die Rechenmodelle in Bezug auf Einsparung von Natur mit vegetarisch-veganer Ernährung kritisch hinterfragt werden müssen, weil natürlich auch die Tiere, die jetzt zwar nicht gegessen werden, zum Leben aber auch Natur verbrauchen, pflanzliche Ressourcen benötigen, das Argument des geringeren Stoffverbrauches ist ernst zu nehmen. Aber man darf die realen Produktionsbedingungen von heute nicht unmittelbar den ideal konzipierten einer utopischen Zukunft gegenüberstellen und so verrechnen. Zugleich ist nämlich zu bedenken, dass über die Tierhaltung auch Pflege der Almflächen in der Verhinderung des Zuwachsens dieser Flächen etwa erfolgt und so Voraussetzungen zur Ausweitung des Nahrungsangebotes geschaffen werden. Es wäre z.B. schön, wenn es in Argentinien nicht die Rinderfarmen mit durchschnittlich 300.000 Rindereinheiten – ein Begriff, der die Herabwürdigung der Tiere zu bloßen Sachen anzeigt - gäbe, aber wäre es eine Lösung, all diese Tiere freizulassen? Es bedarf der Übergangsmodelle, die auch in die Rechnungen einbezogen werden müssen.

Und das Argument Natur muss auch in seiner eingeschränkten Reichweite bzw. seiner Ambivalenz beachtet werden. Wenn die Natur der leidensfähigen Tiere als Argument eingeführt wird, so wird man die Naturanlage des Menschen zum „Allesfresser“ in organischer und ernährungsbiologischer Hinsicht nicht gänzlich außer Acht lassen können. Das Ausgehen vom Natürlichen, wobei das Natürliche immer auch auf dem Hintergrund des kulturell Gewachsenen zu sehen ist, ist ein wichtiger Punkt, aber man muss immer fragen: Natur in welchem Stadium menschlicher Entwicklung in kultureller Gestaltung? Von der Nahrungsmittelproduktion her ist die Jagd in der heutigen Zeit in unseren Breiten nur bedingt zu rechtfertigen, auch wenn ein abwechslungsreiches Nahrungsangebot für richtig gehalten wird und Wild als eine Bereicherung der Lebensmittelpalette gesehen wird. Die Frage, die sich stellt: Darf man Genuss und Freude haben, wenn andere leidensfähige Wesen dazu geopfert werden müssen? Aber können die auf die Stufe der Menschen gestellt werden, wenn ja, in Bezug worauf?

So wird zur Rechtfertigung der Jagd oft darauf abgestellt, dass Jagd ja nicht nur – und nicht einmal in erster Linie – der Nahrungsmittelproduktion dient, sondern wesentlich auch Hege und Pflege der Tiere und der Natur darstellt. Schon vom Zeitbudget her nimmt die für das Hegen und Pflegen aufgewendete Zeit ein über die direkte Jagd hinausgehendes Maß ein. Die Jagd besteht so wesentlich auch in der Naturpflege, vor allem in der

Pflege der Tiere in der Schaffung von Grundbedingungen, in denen Jagd und landwirtschaftliche Produktion in Harmonie mit der Umwelt miteinander bestehen können, und in einer Form, dass Kulturschäden durch Wildtiere vermieden werden.

Dabei ist zu bedenken, dass in vielen Fällen die Hege auf die Bereitstellung von Wild zur Jagd ausgerichtet ist und dieses funktionale Element so Überhand gewinnt, dass der Eigenwert der Tiere und ihre natürlichen Eigengesetzlichkeiten nicht geachtet werden. Nicht nur deswegen ist es nicht zielführend, wenn man mit der Tatsache, dass Hege bei der Jagd im Vordergrund steht, die Legitimierung der Jagd vorzunehmen versucht und dieses Argument in den Vordergrund stellt, als ob Jagd nur der Pflege und der Entfaltung der Natur diene. Der Jäger ist kein Naturpfleger oder Förster, sondern eben Jäger, dessen Interesse wesentlich auf den Abschuss von Tieren zielt. Und so muss man zugeben: Auch wenn die für die Hege gebrauchte Zeit noch so groß sein sollte, es reicht nicht zur Rechtfertigung des Tötens von Tieren, die Hege stellt aber die Jagd in einen größeren Zusammenhang: den der Pflege der Natur und des Beitrags an ihrer Vollendung. Daraus kann Berechtigung gezogen werden.

In diesem Zusammenhang wird die Jagd zu einem Naturerlebnis in Beobachtung und „Ergehen“ stilisiert. Natürlich ist die Natur nie unverfälschte Natur, sondern ist, wie schon angedeutet, im Zugriff des Menschen schon immer Kultur bzw. Unkultur. Diese Kultivierung darf aber nicht an den Dynamiken der Natur, ihren Zielrichtungen oder ihrer Entelechie, um mit Aristoteles zu sprechen, vorbeigehen, sondern muss ihnen folgen. Dass dem nicht immer so ist, soll mit einem Witz gezeigt werden, einem Witz aus der ehemaligen DDR.

Drei Jäger, einer davon ein Stasi-Mann, gehen auf die Jagd. Um die Herausforderung ein wenig zu steigern, starten sie einen Wettbewerb: Wer als erstes ein Wildschwein erlegt, hat gewinnt. Die drei Jäger starten: Der erste kommt nach einer halben Stunde mit einem prächtigen Keiler zurück, der zweite nach einer Stunde. Der dritte, der Stasi-Mann, aber kommt und kommt nicht. Schließlich beschließen die zwei anderen, ihn suchen zu gehen. Da, an einer Lichtung sehen sie ihn! Er hat einen Hasen an einen Baum gebunden, behandelt ihn mit Foltergeräten und schreit eindringlich: „Gib endlich zu, dass du ein Wildschwein bist!“

Erlebnis und Hege haben mit der Einbindung in die und Achtung der Natur zu tun und dürfen nicht zur Vergewaltigung werden, sondern es bedarf der Ehrfurcht vor dem Gegebenen. Ethik bedeutet schließlich auch Erkenntnis zur Anerkennung des Gewordenen und des damit nun Gegebenen. Diese Ehrfurcht ist ein begründendes Moment der Berechtigung des Jagens. Dabei ist die Natur, um es noch einmal zu sagen, nicht etwas Feststehendes, sondern ein sich Entfaltendes auch mit Mitwirken des Menschen, das aber auf Vollendung, nicht auf Beendigung ausgerichtet sein darf.

Solches gilt auch in Bezug auf die Funktion der Freizeitgestaltung. Jagen ist eine Freizeitbeschäftigung, in der Ausrichtung auf gesuchte Einsamkeit wie auch auf Gemeinschaft. Einmal allein zu sein mit seinem Schöpfer, durch die Natur zu wandern und diese auf sich wirken zu lassen, ist nicht nur ein wunderbarer Zeitvertreib, sondern produktive Zeitverwendung, ebenso das Treffen mit Freunden zum gemeinsamen Tun. Sich einfühlen zu können schafft ein Gefühl der Verbundenheit und Einbezogenheit.

Leben und Leben in Beziehung

Aber auch solches Erlebnis rechtfertigt nicht schon aus sich heraus das Töten von Tieren, sondern dieses ist auch in sich zu legitimieren. Die Tatsache, dass Leben immer Bezogensein auf anderes Leben bedeutet, dass Leben immer mit dem Tod verbunden ist, lässt danach fragen, ob in Bezug auf den mit Bewusstsein ausgestatteten Menschen nicht ein Verständnis des Verhältnisses des Menschen zur Natur in Verantwortung abzuleiten ist. Der mit moralischem Bewusstsein ausgestattete Mensch steht an der Spitze der Schöpfung, was aber nicht einen Freischein zur unbeschränkten Herrschaft bedeutet, wie es etwa in einem anthropozentrischen Verständnis von Umwelt, das die Interessen des Menschen, wenn auch aller Menschen in den Mittelpunkt stellt, Platz greift, sondern vielmehr eine auf Grund seiner herausgehobenen Stellung ganz besondere Verantwortung mit sich bringt. Diese Sicht der Umweltethik, besser Mitweltethik, möchte ich als anthroporelational bezeichnen, auf den Menschen als die „Krone der Schöpfung“ bezogen, aber diesen zu einer besonderen Verantwortung der Mitschöpfung gegenüber verpflichtend. Diese Konstellation erlaubt meines Erachtens ein Töten von Tieren aus den vorgenannten verschiedenen Funktionen heraus nur bedingt, es stellt dieses Töten aber in den Gesamtzusammenhang des Lebens in Form des Überlebens und Besserlebens für alle und die Welt. Das bedeutet konkret, dass Töten des Tieres in der Funktion der Nahrungsmittelbeschaffung in Sorge um die Schöpfung und in Achtung und in Ehrfurcht dem Leben gegenüber zu geschehen hat. In diesem Ganzheitserlebnis liegt ein Ansatz zur Rechtfertigung, und dieses Ganzheitserlebnis sieht im Tier einen Beitrag zur Bereicherung und die Aufforderung, diese Bereicherung zu sehen. Der Abschuss von Tieren ist dann eingebunden in die Beziehung, die aus der Beobachtung des Tieres und in Achtung dieses sich ergibt, eingebunden in die Fairness des Abschusses, in der Sicht des Tieres nicht nur in seinem Dienst am Menschen und nicht in der Betrachtung als eine Sache, sondern als ein Moment des Prozesses des Lebendigen. Es geht um eine gesamtheitliche Gestaltung des Lebensprozesses, den der Mensch nicht unbeschränkt beherrscht,

sondern in den er sich verantwortungsvoll einzubinden versuchen darf und muss. So darf beispielsweise das Tier nie auf die Trophäe reduziert werden, sondern mit der Trophäe ist die Beziehung, die sich bis zum Abschuss aufgebaut hat, zu integrieren, um das Tier nicht in der Reduktion zu versachlichen. Mit der Trophäe muss sich also eine Geschichte verbinden, die eine Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Tier ist.

Die Jägersprache in der Schaffung einer ehrfurchtsvollen Distanz auch zum Töten, wenn etwa das Blut als Schweiß bezeichnet wird oder der letzte Bruch in den Äser gesteckt wird, ist ein solches Element. Das Tier ist in der Gesamtheit der Beziehung zu sehen, und aus dieser heraus. Wenn Fahim Amir in seinem neuen Buch „Schwein und Zeit“ nach dem gemeinsamen Sein von Mensch und Tier fragt, so ist diese Gemeinsamkeit so auszugestalten, dass sie dem Menschsein wie dem Tiersein gerecht wird.

Der Forderung „Jage waidgerecht“ sind somit die Forderungen „Jage mitweltgerecht, jage zukunftsgerecht, jage tiergerecht, jage menschengerecht und jage gesellschaftsgerecht“ an die Seite zu stellen. Damit wird die ethische Relation in eine politische Beziehung einbezogen, die das Tier in seinen verschiedenen Beziehungen zum Menschen zeigt: als Spielgefährten, als Therapiegehilfen, als Nahrungsverbesserer, als Beziehung Forderndes usw. Fleisch bekommt dadurch eine Dimension des Lebens und nicht nur des Sterbens, die Jägerei ist damit mehr als eine „Mischung aus Romantik und Tötungswillen“, wie der Philosoph David Precht in einem Interview mit dem „Stern“ vom 13.10.2016 kritisierte, dies im Zusammenhang mit der Vorstellung seines Buches „Tiere denken: Vom Recht der Tiere und den Grenzen des Menschen“. Quälerei von Tieren in welcher Form auch immer verbietet sich in der Betrachtung dessen, was Tiere auch an denkerischen Leistungen erbringen, aber auch angesichts der Grenzen des Menschen, der nicht so menschlich ist, wie er sein könnte und sollte. Ich glaube aber nicht, dass dem Tier jene moralische Fähigkeit, zwischen gut und böse im Gewinnen von Abständigkeit zu seinem Handeln zu unterscheiden, zukommt. Das stellt den Menschen jetzt nicht über das Tier, sondern in seine besondere Verantwortung, damit wird das Umweltverständnis ein anthroporelationales.

Jagd als Öffnung von Perspektiven

Dieses Verantwortungsverhältnis des Menschen als Sehenden und Gesehenen bringt das bekannte Gedicht von Christian Morgenstern in schlichter, zugleich aber ergreifender Weise zum Ausdruck. Es geht darum, diese Einbindung in das Ganze einer Schöpfungsordnung zu sehen, um daraus auch die Freude am Jagen gewinnen zu können, eine Freude, die geprägt ist von Wirklichkeitszuwendung, Achtung und Liebe zum Leben, in dessen Dienst, nicht zu dessen Vernichtung sich der Mensch stellen soll.

*„Ein Hase sitzt auf einer Wiese,
des Glaubens, niemand sähe diese.
Doch, im Besitze eines Zeißes,
betrachtet voll gehaltenen Fleißes
vom vis-à-vis gelegnen Berg
ein Mensch den kleinen Löffelzweg.
Ihn aber blickt hinwiederum
ein Gott von fern an, mild und stumm.“*

Uni.-Prof. Dr. Leopold NEUHOLD, Institut für Ethik und Gesellschaftslehre



Medieninhaber und Herausgeber, Verleger:

Nationalparkrat Hohe Tauern
Kirchplatz 2, 9971 Matri

Tel.: +43 (0) 4875 / 5112 | E-Mail: nationalparkrat@hohetauern.at



www.hohetauern.at